

L: Jer 18,18-20

Ev: Mt 20,17-28

DIE GROSSE UMKEHR

„Metanoia“ – Umkehr, besser noch „Sinneswandel“, das war es wozu Jesus von Anfang an aufgerufen hat. Jetzt befinden wir uns mit Jesus auf der letzten Etappe seiner Reise. Wie aus dem folgenden Abschnitt hervorgeht, befindet sich Jesus noch in Jericho, also der Senke unterhalb von Jerusalem. Nun beginnt aber sein Weg hinauf in die „Heilige Stadt“, wo er seinem Schicksal entgegenggeht. Obwohl die Jünger, die seit Anfang den Weg mit ihm gehen, seine Worte, seine Lehren und seine Taten gehört und gesehen haben, haben sie nicht verstanden, was das „Kommen seines Reiches“ bedeutet, und was es bedeutet, mit ihm in diesem Reich zu sein.

Heute wird das im Evangelium in einem sehr deutlichen Kontrast gezeigt. Jesus spricht zum dritten Mal von seinem Ende in Jerusalem – und diesmal so deutlich, wie nie zuvor. Aber im selben Moment kommt die Mutter des Jakobus und Johannes zu Jesus mit der menschlich durchaus verständlichen aber auf dem Hintergrund des Gesagten absolut unpassenden Bitte. Sie fällt anbetend nieder und bittet Jesus. Anbetung und Bitte – eigentlich fromme Haltungen, die wir loben. Sie wünscht, dass ihre beiden Söhne die Ehren- und Machtplätze neben Jesus einnehmen dürfen, sobald er sein Reich errichtet hat. Dass es nicht nur die Mutter ist, die dies für ihre Söhne will, geht aus dem Folgenden hervor: Die „Buben“ müssen ja gleich neben ihr gestanden sein, weil sie unmittelbar auf die Frage Jesu antworten. Vielleicht haben sie die Mama nur vorgeschoben...

Jesus muss noch einmal alle Zwölf in die Schule nehmen. Noch einmal ruft er sie zu sich – er ruft sie zu sich, obwohl sie ihn umgeben. Sie sind zwar physisch anwesend, aber im Geiste sind sie immer noch nicht bei ihm. Und dann macht er ihnen noch einmal deutlich, dass in seinem Reich eine ganz andere Ordnung herrscht als in der Welt. „Bei euch soll es nicht so sein“ wie in der Welt. In der Welt da zählen Macht, Stärke, Ehre und Ansehen. Der Stärkere setzt sich durch. Der Schlauere siegt. In der Welt besteht der Ruhm der Großen in der Meinung der Menschen. Es ist aber eine Welt der Gewalt, des Scheins und damit auch der Unterdrückung und des Todes. Denn der Mächtige hält seine Macht mithilfe der Drohung aufrecht.

Jesus muss den Jüngern, die immer noch blind sind, die Augen öffnen. Gleich im Anschluss wird Jesus zwei Blinde heilen – die zwei Blinden stehen symbolisch für Jakobus und Johannes.

Das ist also diese alte Geschichte, wir hören sie regelmäßig am Mittwoch der zweiten Woche in der Fastenzeit. Oft frage ich mich aber, wie sehr wir diese Botschaft schon verstanden bzw. akzeptiert haben. Und ich meine jetzt nicht nur die immer wieder kritisierten Entwicklungen in der Kirche und die Strukturen, die zwar offiziell Dienstcharakter haben, oft genug aber nur Machtstrukturen sind.

Es geht hier noch um etwas viel Grundlegenderes, das alle Christen angeht. Ich frage mich oft, ob wir verstanden haben, was es bedeutet, dass Jesus am Kreuz gestorben ist, und dass die Plätze rechts und links von ihm von zwei Verbrechern eingenommen werden, die ebenso sterben wie Jesus. Jesus steigt nicht vom Kreuz und er hilft auch diesen beiden Verbrechern nicht vom Kreuz.

Manche meinen, der Glaube bedeutet, dass wir nun nicht mehr den Bedingungen der vergänglichen Welt unterworfen seien. Sie bleiben beim Bild des siegreichen Messias, der alle Feinde besiegt – und wir sind die Sieger mit ihm. Ja, sicher, aber das enthebt uns nicht der Biologie, es bewirkt nicht, dass die Gesetze des „Fleisches“ – denen sich auch Jesus unterworfen hat, für uns nicht mehr gelten würden. Es bedeutet auch für uns, dass der Weg zum Sieg nur durch Sterben und Tod hindurch erreicht wird.

Man muss das auch im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Situation betonen, weil manche Christen jetzt meinen, sie seien erhaben über die Gesetze der Natur – und die Eucharistie ein Zaubermittel, das vor allen Gefahren schützt. Aber in der Eucharistie empfangen wir den Gekreuzigten, der die Schächer sterben ließ, so wie

er selber starb. Die Macht des Menschensohnes ist eine andere, als wir uns das oft wünschen. Die Macht des Menschensohnes, ist die Macht des Dienens und der Liebe, die auch den Tod nicht scheut. Diese Macht wird nicht durch jene erwiesen, die meinen, sie seien unbesiegbar, und die Naturgesetze (auf deren Hintergrund auch die Hygienemaßnahmen zu verstehen sind) würden für sie nicht gelten, sondern durch die – wie etwa auch mein bischöflicher Onkel – die in der Pflege der Kranken ihr eigenes Leben riskieren und den vollen Preis zahlen. Es ist der Sieg der Liebe, die stärker ist als der Tod. Doch der Sieg, der sich in der Auferstehung zeigt, geschieht durch den Tod hindurch.

P. Dr. Clemens Pilar COp